

Unter dem Adventssterne

Advent ist wieder da! Durch Häuser und Hütten zieht da, und Lehre des Nazareners zu entkräften oder zu verkleinern. ob auch der Druck der wirtschaftlichen Nöte immer härter wird, Gewiß, es sind manche Bücher hierüber mit Weisheit ohne Zorn

die alte liebe Weihnachtstimmung, die sich vom Auf und Ab in der Geschichte der Völker und der Jahrhunderte nicht unterdrücken, noch zerstören ließ. — Ueber 1900 Jahre ist es her, seit Christus in die Welt trat und seine Botschaft der Nächstenliebe die langgestreckte, egoistische Welt der Antike stürzte. Wie hat man diesen mit den Malen Gottes versehenen Größten der Erde gehaßt und ans Schandholz geschlagen. Doch wie man auch später dann seine Lehre verfolgte und diejenigen, die zu Rindern derselben wurden, nichts vermochte ihren Welten-siegeslauf aufzuhalten: kein Marterpfahl, keine Fürstengesetze, kein Fanatismus Andersgläubiger. Es gab einmal einen führenden Geist dieser Erde, der die Linie aufstellte: Sokrates — Christus — Kant, und der erklärte: der Größte und der Göttliche unter ihnen aber war Jesus. Er hatte recht. Fast zwei Jahrtausende sind nun veronnen, seit das Christentum ins Leben trat. Kein Krieg, kein Revolutionssturm, keine Entartung der Menschheit, nicht Unglaube, noch anderes vermochten das Kreuz von Golgatha niederzuholen. Es leuchtet gerade auch heute wieder über den

Kämpfen und Wirnissen, über dem Haß und der Hezjagd der Zeit wie ein heiliger Gral und wird uns bleiben, wenn auch alles ringsum in Nacht versinkt. Wieviel Schränke, gewaltige, könnte man anfüllen mit der Jesusliteratur, die im Laufe der Zeit erschienen ist, geschrieben zum Teil von führenden Geistern der Menschen. Bis ins kleinste hinein hat man versucht, Leben

im ganzen Jahr, denn immer ist bei uns der, dem diese Wochen gelten: Jesus, der Sieger und der Held von Nazareth. Ihn haben wir in unserer Zeit sehr nötig, die wir in Materialismus zu ersticken, in Atheismus und Irrglauben umzukommen drohen. Auch hier sendet Advent seine Botschaft, auch hier soll der Adventssterne sein Licht in dunkle Herzen erstrahlen lassen.



Weihnachtslied

Von Theodor Storm

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
vom Tannenwalde steigen Düste
und hauchen durch die Winterlüfte
und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
mich lieblich heimatlich verlocken
in märchenstille Einsamkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
anbetend, staunend muß ich stehn;
es sinkt auf meine Augenlider
ein goldner Kindertraum hernieder,
ich fühl's: ein Wunder ist geschehn.



und Haß geschrieben, sind entstanden aus Forschergeist und im Triebe, Wahrheit zu suchen. Niemand aber vermochte das Wort Christi zu widerlegen, und die hohe Reinheit seiner Taten, das Befestigende des Gottesglaubens, den er lehrte. Jene, die all diese Werke schrieben, sind längst dahingegangen und wenige nur lesen noch in ihren Büchern. Das Werk und Wort des Zimmermannssohnes, der am Wege in einer Krippe geboren ward und am Wege starb, blieb jedoch bestehen und blieb die Trostquelle der Menschheit. Denn sei einmal ehrlich: Wenn die Not dich rüttelt und schüttelt, wenn du dich zum Sterben lebst oder einen lieben Menschen verloren hast, kurzum, wenn das Leben dich jenseits der Straße der Freuden anfaßt, hast du da nicht selbst oft schon die Blicke nach oben gelenkt und hat dich dann nicht ein Jesuswort zu trösten vermocht! — Das sind die Gedanken, die in uns kommen und gehen, wenn die Zeit da ist, an die uns das Lied Theodor Storms erinnert, mit dem wir auf dieser Seite heute unsere Leser grüßen. Und so soll es bleiben! Adventszeit aber nicht nur im Dezember, nein,

Der Ferkel holt den Tannenbaum.

Adventsgeschichte aus dem Erzgebirge von Alfred Benter.

Am Ende des Oberdorfes lag die alte „Fichtenschänke“. Dort stärkte sich jeder, der vom Gebirgstamm talab gekommen, oder der den beschwerlichen Aufstieg ins Waldland vor sich hatte. Selten sah man drin ein neues Gesicht; denn „Skihasen“ und anderes ortsfremdes Sportvolk waren damals noch nicht Mode.

Auch der Neuber-Ferkel war hier ein ungewohnter Gast, schon deshalb, weil er zu den Ärmsten des Dorfes gehörte.

In der „Fichtenschänke“ saß der Toni, der durch Gork-Berlegen reich geworden, aber des Lebens Nüchternheit nur schlecht vertragen konnte. „Gib noch e gedoppeltes Gläschen her, Julius“, sagte er zum Wirt, „und dem Ferkel auch eins!“ Der strich sich verlegen die stoppelbärtigen Wangen. „Warst lange nicht im Oberdorf, Ferkel; na, sag' nur erst mal Prost!“ Dann war es wieder still, so winterstill wie draußen in der weißen Welt.

„Ist's nicht so“, sagte der Gork-Toni. „Der Mensch kehrt immer wieder zur Flasch' zurück, von der Milchflasch' kommt er auf die Schnapsflasch', und wenn er alt wird, zur Wärmflasch', aber die beste Wärmflasch' ist doch, wenn ein bißchen Korn aufgegossen wird.“ Der Ferkel nickte, aber lachen konnte er nicht; seine Gedanken waren weit weg, in seiner armen Hütte bei seinen vier Buben. Er richtete sich steil auf und wollte gehen.

„Ferkel, das wirst nicht machen“, meinte der Wirt, „der böhmische Wind weht arg“. „Gib ihm noch einen, der recht durch die Seele pfeift, ich zahl's“, bedeutete ihm der Toni, der mit dem wortfargen Fichtenwirt nicht allein bleiben wollte. Man trank einander zu.

Dem Ferkel wurde leichter, als fiele ihm eine Last vom Herzen. Wie lange war es her, daß er solchem Genuß entsagen mußte! Er krampfte die Hände ineinander wie einer, der entschlossen ist, ein Geständnis von der Seele zu reden. Die beiden sahen gespannt auf ihn. Da ging die Tür auf, und der Waldhauser, der in des Försters Diensten stand, trat ein. „Einen Doppelten!“ rief er mürrisch, „womöglich einen Dreifachen, hab' nen hausschlachtenen Merger 'nunterzuspülen, fängt die verdammte Waldräuberei wieder an, seitdem die großart'ge Stadtmod' aufgekomen ist, daß sie Fichten rausreißen und auf den Tisch stellen, sind zu faul, die Pyramide aufzubauen!“ Dem Ferkel gab es einen Stich; in seiner Brust arbeitete es. Er sah wieder den franken Jungen daheim, er sah, wie er mit den abgemagerten Fingern das Wochenblatt zerblätterte und die ersten Weihnachtsbäume aufstrahlen sah. Da hatte der Ferkel den großen und einzigen Wunsch in den Kinder Augen gelesen, vielleicht war es der letzte. Ein grausamer, unerfüllbarer Wunsch für den Vater.

„Ich halt' mein Christbaumvergnügen in der „Fichtenschänke!“ schrie der Toni auf, der sich wieder eine neue „Wärmflasche“ bestellt hatte. Dabei grinste er wie ein zufriedener, überernährter Rastkacker: „Alle Engel im Himmel tanzen, wenn sie zusehen, wie mir's schmeckt.“ „Bring' dem Waldhauser auch noch ein Adventslicht! Und auch dem Ferkel.“ „Das machste recht“, meinte der Grünrückige, „hab' schon fünf Jahre drauf gelauert, daß du mir mal eins zahlst. Der Herr segne dir's im Weihnachtsgeschäft.“ —

Unterdessen war eine würdevolle Persönlichkeit in Uniform erschienen, der „Bimmelbahndirektor“, wie sie den Stationsvorstand nannten. „Der braucht grünes Licht zur Beruhigung! Einen großen Pfefferminz für unseren braven, zweigleisigen Bahnhofsrat!“ befahl der Gork-Toni dem Wirt.

Der Spender wurde immer großartiger in seiner Rede. Wenn dieses Stadium eingetreten war, dann erzählte er stets mit viel Pathos und Umständlichkeit die Geschichte, wie er einst in der Soldatenzeit vom Kronprinzen eine Zigarre, von „deroselbst“, erhalten haben soll. Wehe dem, der dem Bericht ohne das gebührende Interesse zuhörte! Der Ferkel lauschte ergeben und seufzte still in sich hinein. Dann erhob er sich abermals zum Gehen.

„Willst wohl auf Weihnachten sparen?“ spöttelte der Toni. Das Wort träufelte wie Salzsäure in die ausgehöhlte Brust des

Ferkel. „Ich bleib', und wenn mir morgen kein Hut paßt!“ In diesem Augenblick schied sich auch der Waldhauser zum Gehen an. Da zögerte der Ferkel, mit dem konnte er nicht ausbrechen. Er stellte sich ans Fenster, und wuschte aus Verlegenheit an den Scheiben. Stockdunkel war die Bergnacht. Sein Blut war erregt. Ihm war, als sähe er ein bleiches, bittendes Kindergesicht wie einen Weihnachtsengel draußen vorüberziehen. — Richtig, der Waldhauser schlug den Weg nach den Fichten ein.

„Mit seinem Amt nimmt er's genau, der alte Wurzelwerk-indianer, daß muß man ihm nachsagen“, meinte der Wirt. — „Und du, Ferkel?“

„Der Ferkel friegt noch einen“, bestimmte der Toni, „hoch ohnehin da, als hätten sie ihm Gänsegele auf's Brot geschmiert.“ Der Wirt brachte noch eine ganze Lage.

„Ich helfe nicht mit dabei, ich bekomme meine Kopfangst, in einer Stunde habe ich Dienst“, zeternte der Bimmelbahnspektor. „Du bleibst, dein Zug bleibt morgen sowieso im Schnee stecken!“ Zu diesen Worten machte der Toni ein paar gewaltige Dampf-wolken, so daß sekundenlang alle wie in Kammnebel gehüllt schienen. Der Ferkel hatte unterdes eine Träne verbergen können. „Guter Kanaster, Kiepenkerl braun, beißt bloß ein wenig in die Augen, Ferkel!“ Dieser wandte sich mit einer ungeschickten Bewegung ab und warf dabei sein Glas um. „Scherben bringen Glück! Bloß nicht für den, der sie bezahlen muß“, meinte der Julius und schaute besorgt hinter dem Büfett hervor. Da kramte der Ferkel seine letzten Pfennige aus der Tasche zusammen, warf sie auf den Tisch und stürmt ohne Gruß zur Tür hinaus.

Eisig wehte draußen der Nachtwind an seine heiße Stirn. Das heilige, schweigende Winterweiß lag ausgebreitet von den Bergen bis hinab ins Tal, wo in den verstreuten Hütten die Adventslichter gleich herabgefallenen Sternen flimmerten. Jetzt erst fühlte er, wie in der Winterkälte sein Blut tobte. All sein Jammer wachte in erschreckender Klarheit auf. Er hielt die geballte Faust vor die Fensterscheiben der Schenke. Ein Trost stand in seinem Herzen auf und eine — heiße Liebe. Sie gewann die Oberhand. Ein kurzer Kampf in seinem Innern, aber der ungewohnte Kampf riß alle Hemmungen hinweg, nach etwa fünfzig verlorenen Schritten ins Tal wandte er sich um und wankte schwerfällig nach der Höhe, dem Walde zu. . .

Der Winterfrost stöhnte, Schneewuchten rieselten von den Zweigen, es knackte hier und dort. War das der Schritt des Waldhausers? Er lauschte nicht; er ging wie im Fieber. Der ewige Wald, der stirbt und aufersteht, wird auch ein Bäumchen haben für dich und dein Kind. . . „Ich hol' — den — Tannen — baum!“ lallte er vor sich hin. . .

Im Neuber-Häusel hatte die Frau des Ferkel einen schweren Traum. Der Wind fuhr hart und hohl von den Höhen zu Tal und pochte an die Scheiben. Drin in der Stube, in der das letzte Scheit verglimmt war, schlug die Uhr die vierte Stunde. Die Frau richtete sich auf und erschrak. Der Ferkel war noch nicht heim. Sie stand auf und ging in die Stube. Ein paar armselige Spielsachen lagen umher, deren Kanten im Kerzenlicht noch stumpfer und abgegriffener erschienen. Eins der Kinder hatte einen Zettel beschrieben. Ein Wunschverslein stand darauf, wie es die Kinder im Advent in den Häusern aufgaben:

Ich freu mich of Weihnachten,
Wenn de Bauern schlachten,
Loß ich mir e Wärschel gaam
häng' es naut ne Tannebaum.

Die Tränen rannen der Frau auf die bleichen Wangen. . . Ins Oberdorf wollte er gehen, so hatte er gesagt, weiter wußte sie nichts. Der Sturm rüttelte am Gewand. Sie zitterte vor Kälte. Dann legte sie sich wieder nieder und weinte sich und ihre Sorgen in den Schlaf.

Vier Tage vor Weihnachten machte der Waldhauser oben an der schwarzen Grube eine schauerliche Entdeckung. Warum er gerade dorthin gegangen war? Die Krähen hatten dort geschrien Tag und Nacht und ihre tiefsten Kreise über den Wipfeln ge-

zogen. Sie krächzten wie in einem Festtaumel um die morschen Stümpfe am Gehänge. Dort lag der Fred. Die erstarrte Hand umkrampfte noch ein kümmerliches Fichtenbäumchen.

Kein Mensch hat vom Waldhauser erfahren, wie er ihn gefunden; er wollte keine Schande bringen über den Armen und sein Haus, an dem in diesem Jahre der Engel der Weihnacht stumm vorüberging.

Nooch'n Feierohnd



's gute Weihnachtsgebäck.

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

„Na, iech hooh mei Zuloog kriegt, do war'n obr heier emoohl gute Schtoll'n un Ruchchen geback'n,“ saacht ganz freidig dr Hellwig-Oskar zu sein'r Fraa. „Do bäckste obr sei ah e paar racht saftige Quarkkuch'n miet“, ruffet 'r noch zerick, wie 'r in dr ann'r'n Shtub 'nausging.

's Rößl (esu hieß sei Fraa) wollt schüh alles nooch jänn Wunsch mach'n un üb'rleget, wieviel se back'n wullt. Na, se war'n sechs Mann in dr Familie, do wullt se 5 Schtoll'n un fünf Ruchchen beschtell'n. Alle freiet'n sich off dos gute Weihnachtsgebäck. —

's Rößl kaafet tüchtig zu dare Bäckerei ei und vir all'n Dinge ließ ses an dr Buttr nett fahl'n. Dr Bäcker machet ja e bedenklich Gesicht zu dann viel'n Fettigkeit'n, obr 's Rößl mahnet, se wellt'n aah emoohl wos Gut's hoohm.

Zun Backtoog warsch schännste Wint'rwatter; freilich war vir e paar Loong gruue Kält gewal'n, esu, daß de Janst'r arg zugefroren war'n un viel Zeit drauß'n geschtürzt war'n off dann eising Schtrooß'n un Wag'n.

Gest'r'n war ja e dünne Schneedeck drauß gefall'n, obr do warsch noch gefährlich'r drauß ze laf'n, weil mr drunn'r die eising Shtell'n nett saache un arscht racht fall'n kunnt.

Ne Oskar sei gruß Mad'l sollt änn gut'n Kaffee kochen, domit se, wenn de Ruch'n gehuhlt war'n, gleich emoohl änn neiback'n aufschneid'n kunnt'n. Dr Oskar hat noch mit'n Kripp'n aufbaue ze tue; deshal'm mußt dr achtzegahrig'e Boss' de Ruch'n aus dr Mühl huhl'n.

„Na,“ saacht dr Bat'r zune, wie 'r mit'n Schliet'n fortfuhr, „paß sei orndlich auf, daß de unn'rwags känn Ruch'n vrliescht. De Quarkkuch'n legst' de uhm drauß.“

's Hellwig-Häus'l schtand off äner klänn Mahöh' un an dann Barg'l (Baag), dos nauß fuhret, war e klaane Bösching un 's goob off dann Barg'l von dann Frost har noch v'r'schiedene Eishuck'l'n. Wie nu dr gruue Boss' mit jänn Ruch'n ne Barg'l rauf fährt, bläb't 'r mit'n Absah an änn fett'n Huck'l hänge, kimmt ins Shtolp'r'n un schtürzt hie; dobei rutscht'n de Schnur, die 'r zun Raufziehe in dr Hand hielt, raus un dr Schliet'n schtürzt, do 'r meeh an Rand gefahr'n war, de klane Bösching nunn'r un de Ruch'n, vir all'n dar „saftige“ Quarkkuch'n, liegt off änn Klump'n drnahn.

Dr gruue Boss' war vir Schraack wie gelähmt, als 'r ihr ne Rand nunn'r gucket, in dan'salb'n Angblick kam sei Bat'r zr Tir raus, im ze saache, obb dr Gruue bal' kām. Dar kam geschprunge wie e Tig'r un pulteret luus: „Inu du uhgeschickt'r, dumm'r Boss'! Konnst du dāh nett ne Schliet'n drunnt'n bānn Barg'l schtiehe laß'n un mich ruff'n! Rachte Ohrfeing wārschte wart. Nu hooh't's dos viele Gald gekost un mr hoohm wett'r

nisch't wie Brock'n! Inu, wānn mr nār alles salb'r mach'n kānt! Mach, daß de nei kimmst un änn Korb huuhlt, wu de die Brock'n neischlicht'n kast! O, mei schien'r Quarkkuch'n, wuh iech mieh esu d'rauf geschpigt hoh, do liegst zammgeklitscht in Schnee! Na, iech will mieh nār gleich ahziehe un in dr Mühl giehe, im de Shtoll'n nochert salb'r harzefahr'n! Dos Rößl ward änn schinn Arg'r hoohm, wānn iech 'r'sch war drzeh'n.“

Un esu warsch aah; sei Fraa dacht dr Oskar machet bluß änn Schpaß, wie se obr die richtige Wahrhät drfuhr, hoht se sich nett vr Schpaß aufgeregt un ah de Bäckerschleit hoohm dos Pach mit dann gut'n Ruch'n sehr bedau'rt.

„Na,“ saacht dr Oskar, „mög's nu sei, do halt'n mr uns ahm meh an de Shtoll'n! Wie lang muß ich dāh noch wart'n, eh' ich se ehamm fahr'n kah.“ „Nu äh Shtund mindestens,“ mahnet dr Bäcker.

Obr dos Wart'n daueret ne Oskar ze lang; 'r wollt de Shtoll'n schieh racht geschickt aufloß'n; 'r hat ne greßt'n Schliet'n von jänn Rinn'r'n genumme, dar e Gelann'r hat un do shtellet r die noch imm'r warme Shtoll'n off dr Schpiß nab'n enann'r nah, band e Tuch drimm un de Fuhr ging lus. 's Rößl muß't e biss'l halt'n un esu kunnt nisch't passiern.

Wie se ball na bis zu ihr'n Barg'l war'n, saachts Rößl: „Wart emohl e biss'l, iech well do bānn Mey'r noch e halb Pfund Kaffee mietnamme“. Do obr dr Lood'n voll Leit war, muß't's Rößl ewing wart'n. Dos dauret ne Oskar ze lang un 'r fuhr langsam ne Barg'l naah. Obr off ahmohl zschinn'rt 'r aus un plumps liegt 'r dort un sei Schliet'n schtürzt off de Seit nimm!

Dos Wort, wos do dr Oskar rausgeschuß'n hoht, kah iech nett harschreib'n; obr erscht wie 'r de Beschering mit'n Shtoll'n gesahe hoht! Wie 'r dos Tuch wagzug, als 'r ne Schliet'n wied'r in dr Höh' gericht't hat, do hat dar ahne Shtoll'n ne Kopp vrlor'n; dr annere war in dr Mitt' ausenann'r gange, un esu war'n se alle fimse — bläsiert!

Do kam 's Rößl 's Barg'l raa un wie se dos neie Pach joog, schlug se de Händ' ib'r'n Kopp zamm; nochert obr kunnt se sich nett halt'n; ike kam 'r off ahmohl die ganze Sach drollig vir un se schlug äh Lach auf un saht zu ihr'n Mah, dar ah sachte e ann'r Gesicht aufschtedet: „Na, wāste, mir well'n uns nār ah de Brock'n gut schmed'n loß'n, obr sett's gut's Weihnachtsgebäck kimmt nett wieder off unn'r'n Tiesch, 's Masachste is Beste!“ —

Rinner von heit' z'r Weihnachtszeit.

Weihnacht'n schtieht nu vür d'r Tür — 's gibt Tännelzeug on Flimmer; Dos'albe noch, wies früher war — ee Zauberland für Rinner. Es heest zwar, ja sie glaaben an nisch't, mit Onnerschied triifts zu, On doch, gerod z'r Weihnachtszeit, do find't keens rächt de Ruh!

In d'r Schul', d'rhemm rim, off d'r Gass' ee Tuscheln onner sich; Nu wie de Rinner alle sei — sie behalt'n nisch't für sich. Z'r Mutter kam d'r Heinz gerannt, er war ganz auß'n Häus'l, Es gāb sei gar kenn heilg'n Christ, saht d'r Nachbarsung, dr Kreuß'l.

Iech hob ne ober aagebrüllt: „Dār horcht ike jed'n Ohmd.“ On weeste, wos er zu mir saht? Iech hätt' gar nisch't ze jog'n! D'r Lehrer hätt's erscht heut' gesaht, Euch Buuzeln sogt er's nett! Ihr wißt doch nett wos ohmds passiert, do liegt Ihr schu im Bett.

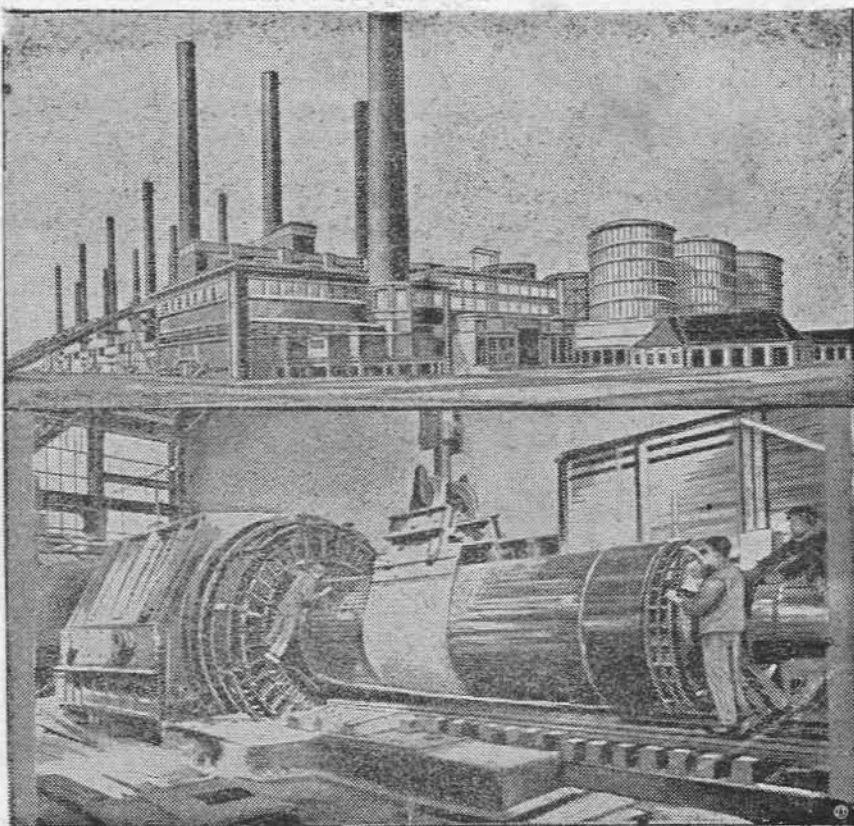
Iech leg' mich ohmds offs Kanepsee on tu' als schloß iech fest On do wārd hie un hār erzehlt — meine Mutter ahnt ja nett, Daß iech blus lieg' üm ze horch'n verwāg'n ne heiling Christ. Drimm weß iech alles, wos iech frieg — on weß aa, daß kenn gibt.

D'r Heinz dār war ganz außer sich — de Mutter wur verläg'n. Wenns nu kenn heilig'n Christ mehr gāb, wār soll dā do wos gābm? De Liebe — saht de Mutter drauß — die zeigt ne richting Wāg! D'r Heinz saht su?, d'r Kreuß'l-Kurt hoot — aa drvu gemährt.

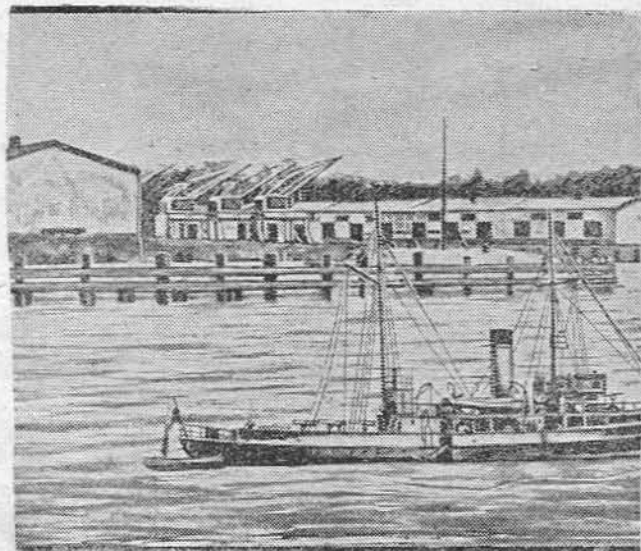
Ein neues deutsches Wunderwerk.

Der Ausbau des Großkraftwerkes Golpa-Zschornewitz vollendet.

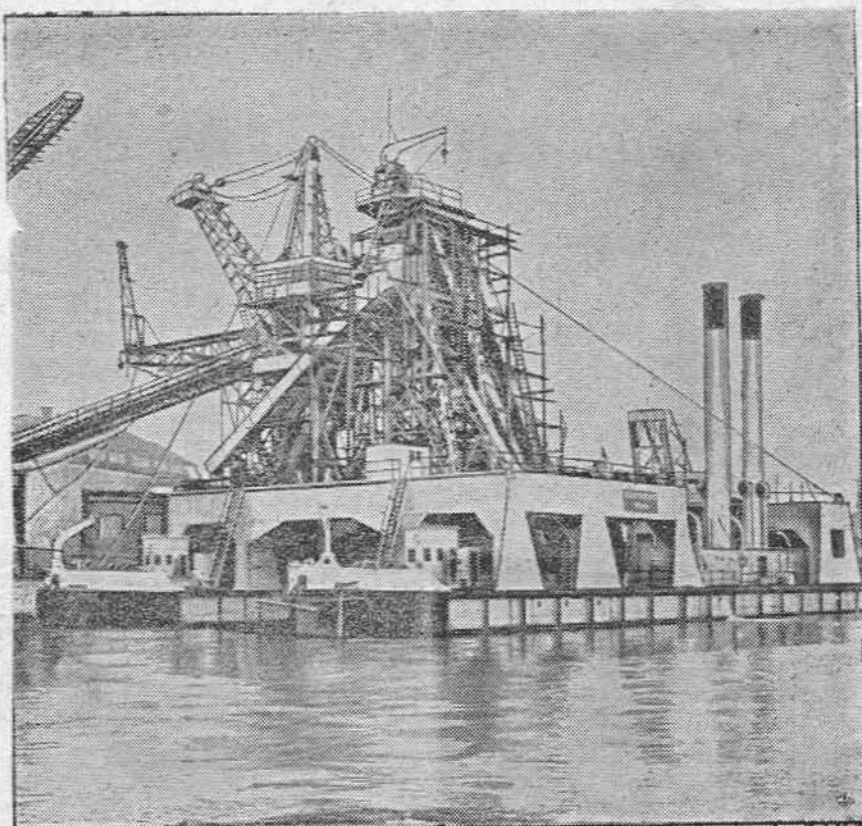
Das seit mehreren Jahren im Ausbau befindliche Großkraftwerk bei Golpa-Zschornewitz, das schon von jeher zu den größten seiner Art in Deutschland zählte und die mitteldeutsche Großindustrie, die Kommunalverwaltungen Mitteldeutschlands und die anderen Bezirke, bis nach Schlesien hinein, nicht zuletzt auch Berlin, mit billigem Fernstrom versorgte, ist nunmehr vollendet worden. Das Werk hat u. a. die beiden größten Turbogeneratoren erhalten, die je in Europa zur Aufstellung gelangt sind und ist jetzt an die Spitze der europäischen Kraftwerke überhaupt und zum größten Braunkohlen-Kraftwerk der Welt aufgerückt. Wie gewaltig die neu hinzugekommenen Anlagen sind, beweist die Tatsache, daß jeder der beiden neuen Generatoren fast die doppelte Leistung entwickelt, als die fünf Kraftwerke zusammen, die beispielsweise eine Großstadt wie Breslau mit Strom versorgen. Ein besonders schwieriges Problem hatte sich aus dem Kühlwasserbedarf dieser Anlagen ergeben. Man sah sich gezwungen, eine Anzahl gigantischer Betonkühltürme zu errichten, die zusammen mit der nun vermehrten Reihe der Schornsteine der ganzen Anlage ein charakteristisches Gepräge verleihen. Nach dem Ausbau stehen in Zschornewitz 440 000 Kilowatt installierte Leistung zur Verfügung. Unser Bild zeigt oben die Anlagen, unten einen der beiden 100 000 kVA-Turbo-Generatoren, der größten Europas.

**Neuer polnischer Rechtsbruch in Danzig.**

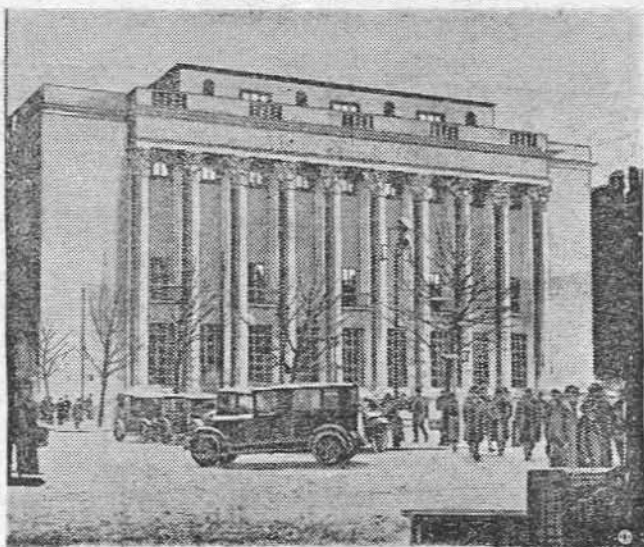
Die Polen haben auf der Westerplatte durch Munitionsverladung und Vorankergehen von Kriegsschiffen eine neue Rechtsverletzung begangen. Unser Bild links in der Mitte zeigt den Munitionshafen Westerplatte. Im Vordergrund das verankerte polnische Kanonenboot.



Munitionshafen Westerplatte.



Der größte Bagger der Welt
ist jetzt in Lübeck aufgestellt worden.



Hier wird der Nobelpreis überreicht.

Hier wird der Nobelpreis überreicht.
Die Stätte der feierlichen Ueberreichung der Nobelpreise ist nach alter Tradition das Konzerthaus in Stockholm (unser Bild unten links).



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 51. — Sonntag, den 15. Dezember 1929.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Tannenberg im Erzgebirge.

Vorlesung in der Chemnitzer Volkshochschule, gehalten von Oberlehrer Herm. Lungwitz, Geyer (Sa.).

(Fortsetzung.)

Als Spinn- und Werkmeister gelang es Evans, auf den neuen Maschinen brauchbares und gutes Garn zu spinnen. Was über tausend Jahre Spindel und später das Spinnrad getan, übernahm jetzt die Maschine, sie vermochte die Fasern ohne Hilfe der Finger zusammenzudrehen. Vorübergehend hielt sich Evan Evans, nachdem er Harthau verlassen hatte, in Dittersdorf bei Zschopau auf, wo er in seiner Werkstatt für Spinnereimaschinenbau bereits unter seinen Gehilfen Arbeitsteilung einführte. Mit dem Jahre 1809 finden wir ihn in Geyer, von wo aus er in Siebenhöfen den begonnenen Bau einer eigenen Spinnerei leitete. Inzwischen fand Evans auch Zeit, bei der Errichtung anderer Spinnereien mit Rat und Tat behilflich zu sein. So beehrte unter andern der Baumeister Lohse beim Errichten der Plauerschen Spinnerei für die Firma E. J. Clauß Nachf. in Plaua sein Urteil. In einer Festschrift heißt es von dem erwähnten Bau: Das alte, jetzt sechs Stockwerk hohe Spinnereigebäude mit seinem altmodischen, zum Teil noch erhaltenen Gewölben im Erdgeschoße, mit dem hochragenden Schieferdache, dem alten Balkenwerke und dem schieferumkleideten Glockentürmchen zeigt das Bild jener ältesten Fabrikbauten des sächsischen Erzgebirges, in denen noch die ganze Bauart des erzgebirgischen Bauernhauses steckt, und die doch mit die ersten Großbetriebe Deutschlands bargen. In diesem Baustil ist die Höffersche Spinnerei in Tannenberg erbaut worden.

Bis zum Jahre 1812 hat Evan Evans Spinnmaschinen zu 42 768 Spindeln geliefert für die Spinnereien zu Harthau, Erfenschlag, Penig, Wolfenbürg, Plauen i. B., Vederan, Geyer, Mühlau, und später für Wegefahrt bei Freiberg, Lugau, Schlettau pp. Gelang es dem tätigen Manne im Laufe der Jahre seine Siebenhöfer Spinnerei zu einer Musteranstalt emporzuheben, so vernachlässigte er durchaus nicht seine Haupttätigkeit, den Spinnmaschinenbau. Als Maschinenbauer wurde er wiederholt von der sächsischen Staatsregierung prämiert und durch Verleihung von einer Verdienstmedaille ausgezeichnet. Seine Gespinste sind auf den Dresdner Gewerbeausstellungen in den Jahren 1840 und 1845 ausgezeichnet worden, da sie durch Feinheit und Festigkeit die anderen ausgestellten Erzeugnisse übertrafen. Ueber Evans Tätigkeit in Tannenberg äußert sich Prof. Gebauer dahin: Evans war zwar weder der erste Spinnereierbauer noch der erste Spinnereibesitzer, er war auch nicht der erste Spinnereimaschinenbauer in Sachsen, wohl aber ist Evan Evans der Gründer, Leiter und Besitzer der ersten mit motorischer Betriebskraft arbeitenden und auf Arbeitsteilung eingerichteten Maschinenfabrik in Sachsen, die sich nur mit Spinnereimaschinenbau beschäftigte, er war hervorragend als Spinnereitechniker und hat sich um die Begründung und das Aufblühen der Baumwollmaschinenspinnerei in Sachsen und dadurch in ganz Deutschland unstreitbar große Verdienste erworben. In diesem Sinne konnte Kommerzienrat Stark bei

der Enthüllung des Evansdenksteines Evan Evans den „Vater der sächsischen Baumwollspinnerei“ nennen. Aber auch als Mensch rühmte Pfarrer F. G. Blüher den heimgegangenen Freund: In einem 24jährigen Umgange habe ich Herrn Evans kennen, schätzen, verehren gelernt als einen Mann, der unter allen Wechsellern der Zeit eine Redlichkeit, eine Höhe des Charakters bewahrt hat, wie sie uns hienieden nur selten begegnet. Alle, die ihn kannten, werden mir beistimmen.

Den ungewöhnlich rührigen Mann ereilte in seinem 79. Lebensjahre am 9. Dezember 1844 der Tod. Seinem Wunsche gemäß wurde die irdische Hülle an der Seite seiner Gattin Lowry, geborene Richard, die ihm im Jahre 1836 im Tode vorausgegangen war, auf dem Kirchhofe zu Geyer bestattet. Eine mächtige Cypresse bezeichneter später die Stelle, unter welcher der Rimmermüde ruhte. Als jedoch dieser Baum der Zeit erlag, bat ich die Spinnereivereinigung, durch Errichten eines Denkmals den großen Spinner zu ehren. Meine Anregung fand Widerhall. Seit dem 9. Dezember 1899 ziert das Evansche Doppelgrab auf dem Geyerschen Kirchhof ein aus Bingengranit gefertigter Denkstein mit der Inschrift:

„Hier ruht in Gott
Herr Spinnereibesitzer Evan Evans,
geb. 1765 in Plangellid, gest. 1844 in Geyer.“

In Erinnerung seiner hohen Verdienste um die Begründung und Entwicklung der sächsischen Baumwollspinnerei wurde diese Grabstätte unter Zuwendung von Staatsmitteln im Jahre 1899 wieder hergestellt durch die Vereinigung sächsischer Spinnereibesitzer.“ Geyer ehrte den großen Toten, indem es sein von Walter Witting gemaltes Bild im Seitenschiff der erneuerten Laurentiuskirche aufhängen ließ.

Wurden schon durch die Evansche Fabrikanlage eine große Anzahl Arbeiter dem Landbau entzogen, so geschah dies noch in erhöhtem Maße durch die Gründung der Höfferschen Spinnerei. Carl Ferdinand Höffer besaß in Chemnitz in der äußeren Johannisgasse ein Kolonialwarengeschäft. Mit dem Jahre 1837 verwirklichte Höffer den wohl schon seit längerer Zeit erwogenen Plan einer Fabrikanlage in Tannenberg bei Geyer. Zur Verwirklichung seines Strebens kaufte er von Christian Jonathan Meißner auf Tannenger Flur dessen Delmühle, samt des dazugehörigen Hauses, Scheune, Holzschuppen, Garten und Wiese für 2950 Taler bei sofortiger Zahlung. Im Frühjahr 1838 wird der Bau einer Baumwollspinnerei begonnen. Am 16. April 1839 wurde das Gebäude mit dem Aufsetzen des Turmknopfes mit Wetterfahne und Fangspitze vollendet. Der Bauplatz zwischen der Delmühle und dem Weigertschen Pochwerk ward dem Rittergutsbesitzer Karl Friedrich Böhme für 2000 Taler abgekauft, wofür dem Käufer noch das den Platz berührende Geyersche Wasser zustand.

(Fortsetzung folgt.)

Im Buchfinkenland / Eine Heimatwanderung von Alfred Vock

Einkauf im Dorfwirtshaus / In der Zigeunerkolonie / Im Geleit eines besinnlichen Landmanns

In der Stille des Abends brach ich von Marburg auf und wanderte lahnaufrwärts.

Glock' elf erreichte ich Kalbern. Vor der altehrwürdigen, vom Mondlicht umflossenen Kirche traf ich den Nachtwächter, der mir die Herberge wies. Der Wirt, ein betagter Mann mit schlohweißem Haar, war der nächtlichen Störung halber zuerst ein bißchen brummig, dann begann er sich eines Besseren und holte einen Trunk herzu. Während ich den trockenen Gaumen legte, hörte ich einen landwirtschaftlichen Vortrag. Die Fruchtgelege waren eingeeimst, aber die Drescher brauchten nicht mehr den Takt zu halten; heutzutage läßt ihm die Dreschmaschine den Menschen die schwerste Arbeit ab. Früher war's anders: da ging man zur Erntezeit um 10 Uhr zu Bett, war um 12 wieder auf der Tenne und zog um 4 Uhr hinaus, um das Grummet zu mähen.

„Sellemal,“ schloß der Alte, „hieß es, sich krümmen und kragen, und taten einem alle Rippen weh. Und was gab's? Kartoffel und Brot. Allweil sein ich fünfundsiebzig, und mein Geist ruht noch net. Ez gucken Sie sich einmal un' junge Leut' an. Das wird mit Fleisch gestoppt und hat kein' Saft und keine Kraft und läßt das Maul hängen! Ich hab' auch so ein' Stacks. Ehnder ich mich vor dem auszieh', schmei' ich meine Sach in die Lahn, da hör' ich wenigstens den Plumps!“

Gegen Mitternacht führte mich der Wirt auf meine Stube. Ich sank in die unergründliche Tiefe eines Bauernbetts. Draußen hatte der Nachtwächter Posto gefaßt, blies zwölffmal auf seinem Horn und rief:

„Zwölfißt! Nun scheidet sich die Zeit,
Nicht' auf den Herrn Dein Sinne,
Es kommt der Herr der Herrlichkeit
Und führt Dich von binnen
Tut auf das Herz, laßt ihn hinein,
Der Herr will Euer Führer sein!“

Der andere Morgen fand mich mitten im hessischen Hinterland, oder, wie der Volksmund sagt, im Buchfinkenland. Das ist kein Spottnamen, wie man leicht hin glauben könnte, vielmehr rührt die Bezeichnung daher, daß hier Tausende von Buchfinken überwintern, die im Frühjahr, wenn die Liebe ihre Brust schwellt, ihren melodischen Gesang ertönen lassen.

Mein Blick schweift hinauf zu den schön geschwungenen Linien der waldbedeckten Höhen und ruht auf grünen Matten aus. Ueber der Sackpfeife, dem höchsten Gipfel des Hinterlandes, schwebt eine weiße Wolke wie eine Botin aus Himmelshöhen.

Durch dunkle Wälder schritt ich nach Sakmannshausen. Das ist ein kleines Dorf, das nicht viel mehr als 200 Seelen zählt. Am Ufer der Lahn, die das Tal durchströmt, stehen acht oder zehn Lehmhütten, von einem Holzstaket umgrenzt; darin haust die Zigeunerkolonie, die ein Graf von Wittgenstein vor hundert Jahren hierher verpflanzt hat. Die Männer arbeiten in den Forsten, die Frauen ziehen hausierend umher. Viele haben ihren Typus unverfälscht erhalten. Sie leben von der Gemeinde Sakmannshausen gesondert und dürfen außerhalb des ihnen angewiesenen Gebietes keinen Grundbesitz erwerben. Kaum daß ich das schmale Gäßchen der Niederlassung betrete, bin ich von Frauen und Kindern umringt, die um eine Gabe bitten. Ein alter Mann kommt herbei, dessen prachtvoller Kopf mich an ein Bild des Piombo in Florenz erinnert. Er nennt sich Lagerlé und verrät mir, daß er Soldat gewesen ist. Morgens und abends betet er für die Seele seiner verstorbenen Frau. Er geleitet mich in seine Hütte, die einen gar ärmlichen Eindruck macht. Der einzige Raum, den sie umschließt, enthält einen kleinen Herd und zwei nicht gerade saubere Betten. Eine Lehmwand ist zusammengestürzt und wird jetzt wieder instand gesetzt. Nachts fährt der Wind über des Alten Bett, aber das stört sein Wohlbefinden nicht. Das Geldgeschenk, das ich ihm reiche, nimmt er dankend

entgegen und murmelt einen Segenspruch. Gleich läuft ein Junge ins Wirtshaus und holt Schnaps. Heute hat der fromme Lagerlé einen guten Tag. Abseits von den Weibern steht ein junges, schlankes Mädchen mit Augen, die wie zwei Feuer brennen. Sie hat einen winzig kleinen Mund, das schwarze Haar fällt über die Stirn; sie bettelt nicht und trägt eine stolze Zurückhaltung zur Schau. Wäre ich ein Maler, müßt' ich den Kopf auf die Leinwand bannen. Droben auf der Heerstraße wende ich mich noch einmal um:

„Nach den Zigeunern lang noch schau'n

Mußt ich im Weiterfahren,

Nach den Gesichtern dunkelbraun,

Den schwarzlockigen Haaren. —“

Mein Weg führt am Ufer der

Lahn entlang. Auf den Feldern sind vorwiegend Frauen beschäftigt, denn die Mannsleute verdienen im Westfälischen ihr Brot. Das Auge laßt sich an der Bunttheit der Trachten, die sich von alters her erhalten haben.

Hessenländer Weiberchen

Mit den schwarzen Häubchen,

Mit den kurzen Röckchen

Tanzen wie die Böckchen.

Im Gegensatz zu den Vogelsberger Bauern, die kurz angebunden, stolz und verschlossen sind, zeigen sich die Hinterländer zuvertraulich und mitteilend. Ein Bauer schließt sich mir an, der den jetzt immer seltener werdenden blauen Kittel trägt. Er hat in Lasphe Einkäufe gemacht und wandert wieder seinem Dörschen zu. Ein Automobil rast an uns vorbei.

„Ich tät' mich um alles in der Welt net in so eine Stinkhaise setzen,“ meint mein Begleiter.

Sein Gürtchen bewirtschaftet er mit seiner Frau und einer Magd. Er schlachtet dreimal im Jahr und hat über nichts zu klagen. In Lasphe hat man ihm geraten, er solle sich gegen Hagelschaden versichern. Das wird er künftig auch tun; man kann nicht wissen, was passiert. Er gibt allerhand aus der Chronik seines Dorfes zum besten. Eine hübsche Geschichte hab' ich mir gemerkt: Des Bauern Nachbar ist ein wohlhabender Mann. Er hat zwei Söhne. Der

älteste ist ein verwachsener Mensch; der soll nach dem Willen des Vaters ledig bleiben, soll unter die Wurst gehackt werden. Er heiratet aber doch, obendrein ein armes Mädchen. Darauf wird er enterbt, und es entspinnt sich ein Prozeß. Der jüngere Bruder kehrt eines Abends von einem Gerichtsgang heim. Im Wald gesellt sich zu ihm ein übermenschlich großer, pechschwarzer Kerl, der furchtbar nach Schwefel riecht. Kein Zweifel, es war der Gottseibeiuns. Ueber den Prozeß ist er genau unterrichtet und spricht mit donnernder Stimme: „Sag' deinem Vater, er soll jedem sein Teil geben!“ Der Bursch, am ganzen Leibe zitternd, rennt nach Haus und berichtet, was ihm begegnet ist. Der Familienrat tritt zusammen, völlig zerknirscht, in heilsamer Beängstigung der Gemüter. Anderen Tags kommt zwischen den Parteien ein Vergleich zustande, der Buckel wird zufriedengestellt. „Wissen Sie, was mein Vater felig als gesprochen hat?“ endet der Bauer. „Der Deibel bekehrt mehr Menschen, als der Pfarrer! Und 's is auch so, das kann man hier wieder sehen.“

Am Fuß des Ahlertsbergs schwenkt der Kesselige ab. Ich erklimme die Höhe. Im Lann lärmen die Spechte, Eichhörnchen spielen auf moosigem Grund. Droben genieße ich noch einmal den Blick auf das liebliche Buchfinkenland: rings walddeschmückte Berge, tief drunten Matten und Felder in buntem Farbenspiel. Fern im Westen steht eine Wolkenwand, von der Sonne rings umgoldet. Plötzlich öffnet sich die dunkle Schicht, und eine Welle schimmernden Purpurs tritt hervor. Dahinter aber von rosigem Blau überwölbt, erscheint ein traumhaft schönes Gefild wie das himmlische Land der Verheißung.



Im Vogelsberg (Aus „Hessenkunst“ 1914, Verlag O. Ebel, Marburg)

Otto Ubbelohde

Hessische Sagen und Schwänke

Die Blinden Hessen — ein Ehrenname

Einst wurde die Stadt Mülhhausen in Thüringen von den Hessen schwer bedrängt und belagert. Schon waren die meisten Verteidiger der Stadt gefangen, tot oder verwundet, und beim nächsten Sturm mußte dieselbe sich ergeben. Da kamen die Mülhäuser auf einen glücklichen Gedanken. Im Dunkel der Nacht steckten sie auf die Mauern der Stadt hölzerne Pfähle und Pflocke, hingen alte Kleider darum, setzten Mützen und Hüte darauf und banden Waffen daran fest. Da sah es aus, als ob lebendige Soldaten da ständen. Aber zwischen diesen hölzernen Soldaten bewegten sich hin und wieder lebendige Krieger und drohten spottend hinab ins Lager der Feinde. Am andern Morgen, als es Tag wurde, sahen die Hessen die zahlreichen Gestalten auf der Stadtmauer, und sie meinten, es wären lauter wirkliche Streiter und Verteidiger. Da glaubten sie, sie könnten die Stadt nicht gewinnen, verloren den Mut und zogen von dannen. Davon sollen sie den Namen der dummen oder blinden Hessen erhalten haben.

Andere meinen: Wie die Preußen einen Adler im Wappen haben, so hatten die alten Hessen eine Kage zum Feldzeichen, das im Kriege vor ihnen hergetragen wurde. Junge Katzen aber kommen blind zur Welt. Daher sei die Bezeichnung „blinder Hesse“ gekommen. Die Hessen können diese Bezeichnung als einen Ehrennamen ansehen. Denn sie haben im Kriege stets, ohne auf die Gefahr zu achten, tapfer und blind darauf losgeschlagen. Ihre Tapferkeit und Treue kennt die alte und die neue Welt. Noch heute sagt man in Westfalen: „He slät drop ahen Hesse (= er schlägt drauf wie ein Hesse).“

(Aus: „Hessisches Sagenbuch“ von Emil Schneider, A. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.)

Das Bohnenweibchen

Vor vielen Jahren lebte in einem hessischen Landstädtchen eine alte Frau, klein und kräftig. Die hieß Netze. Sie hatte schlohweißes Haar und ihr Gesicht war rötlich. In der Stadt galt sie als Schmuttel, die nach dem Tod der Welt nichts fragte. Es war am Himmelfahrtstag. Die Glocken riefen: „Kommt in die Kirche.“ Was tat die Netze? Schlampig angezogen ging sie in ihren Garten, der vor dem Haintor lag, und fing an, Bohnen zu stecken. Auf einmal stand ein großer schwarzer Mann vor ihr in einer fremdartigen Tracht. Der war so mager, man konnte Muskatnuß auf ihm reiben. Und er tupfte der Frau auf die Schulter und sprach: „Was machst du hier am Feiertag?“ Man hätte denken können, das Herz wäre ihr in die Schuhe gefallen. Bliwessi! „Feiertag hin, Feiertag her,“ sagte sie frech, „weg von meinen Bohnen!“ „Vö! Stück Weiberfleisch,“ donnerte der schwarze Mann sie an, „du wirst keine Bohnen mehr essen!“ sprach's und zerfloß in der Luft. Am andern Morgen wurde die Netze tot in ihrem Bett gefunden. Seit der Zeit sieht man in dem Garten vor dem Haintor ein altes Frauchen. Das kriecht und krächzt. Und schlappet herum. Und setzt in einemfort Bohnen! Es ist aber niemand anders als die Netze, die den Feiertag vermaekelt hat. Hundert Jahre muß sie wandern, dann wird sie erlöst.

A. B.

Der General

Dilettanten hatten in einem hessischen Städtchen ein Festspiel „Andreas Hofer“ aufgeführt. Der Schuhmacher Wenzel hatte dabei die Rolle eines Generals übernommen. Die war ihm dermaßen in den Kopf gestiegen, daß er im Gefühl seines hohen Werts von früh bis spät seine Frau schikanierte. Einmal war er beschwipst am Mittagessen heimgekommen, schüttete kurzerhand die Suppe auf

die Straße und schnarrte, das sei kein Essen für einen General. Die Frau, von einer ungeheuren Wut gewackt, ergriff den ersten besten Riemen, der nebenan in der Werkstatt lag, und gerbte dem „General“ so nachdrücklich das Fell, daß er mit blaugefärbtem Buckel sich unter den Tisch verkroch. „Willst du jetzt bei deinem Leisten bleiben?“ schrie sie mit feuersprühenden Augen. „Ja,“ wimmerte er, „allerweil sind mir die Generalspuzen vergangen!“

A. B.

Die Blessur

Der Sannpeter, ein gefürchteter Spötter, nahm den Dürhannes aufs Korn, der mit einer Schramme auf der Stirn im Wirtshaus erschienen war.

„Na, Hannes, wo hast du dir dann die Blessur geholt?“

„Halt doch deine dreckige Schnauz!“ fauchte der Dürhannes wie ein bissiger Kater. „Wann du's aber wissen willst,“ setzte er minder giftig hinzu, „ich hab in der Scheuer ein' Fall getan.“

Der Sannpeter lachte. Er wußte es besser. Der Dürhannes war bei grauem Tag wieder einmal beduult heimgekommen. Seine Frau hatte ihn angeranzelt: „Wann du dein' Kaffee net schwarz trinken willst, mach dich in den Stall und melk.“ Das tat der Hannes, erwischte aber in der Küche statt des Melkeimers einen Henkelkorb. Den stellte er unter die Kuh, und die Milch floss in den Stall. Die Frau kam dazu, nahm den Korb und stülpte ihn ihrem Mann so na hdrücklich über den Kopf, daß gleich ein Fehen Haut mitging. „Den Korb,“ schrie sie, „behältst du mir über, daß dein bißchen Verstand net auch noch fortlaufen tut.“ A. B.

Peterche in der Fremde

In Engelrod war der alte Peter Schuchardt begraben worden, der den Spottnamen „Taubenschlag“ trug. Als einziges Kind war er von seinen Eltern arg verhätschelt worden. Damit er sich nicht erkälte, legte ihm die Mutter, auch wenn es das schönste Wetter war, einen Palatin um den Hals. Der Vater war seines Zeichens Schmied. Das Peterchen wurde konfirmiert, und die Nachbarn redeten den Eltern zu, sie möchten den Bub in die

Fremde schicken, damit er als künftiger Schmied etwas Nützliches lerne. Die Alten dachten nicht daran, sich von ihrem Einzigem zu trennen. Diesem selbst als einem rechten Nestkuller wäre das größte Leid widerfahren, wenn man ihn in die weite Welt geschickt hätte. Wie nun das Gequackel der Leute nicht aufhören wollte, sprach die Schuchardtin zu ihrem Mann: „Weißt du was? Wir verstecken das Peterchen im Taubenschlag. Da mag er vier Wochen hocken. Vernachert sagen wir, er wär in der Fremd' gewesen.“ Gefagt, getan. Das Peterchen verkroch sich in den Taubenschlag, blieb dort über Tag und wurde bei guter Verpflegung schneegelfet. Nun geschah es, daß des Nachbarns Balthes dem Peterchen seine Kameradin, das Stänzche, drunten im Hof mit Schlägen traktierte. Auf einmal öffnet sich der Taubenschlag, das Peterchen steckt den Kopf aus der Luke und schreit: „Dreckspatz, hörst du auf! Wann ich allerweil net in der Fremd' wär, käm ich erabber und tät dir den Buckel voll hauen!“ Da ließ der Balthes von dem Stänzche ab und guckte wie vergeistert in die Höhe. Dann lachte er hell auf. Und auch das Stänzche lachte übers ganze Gesicht. Eine Viertelstunde danach wußte das ganze Dorf, wo das Peterchen in der „Fremde“ war.

A. B.

Spruch

Wer da stehe, wer da falle,
Kinder Gottes sind wir alle,

Fehlt die Brücke, fehlt der Steg,
Liebe weist den rechten Weg.

Alfred Bod.



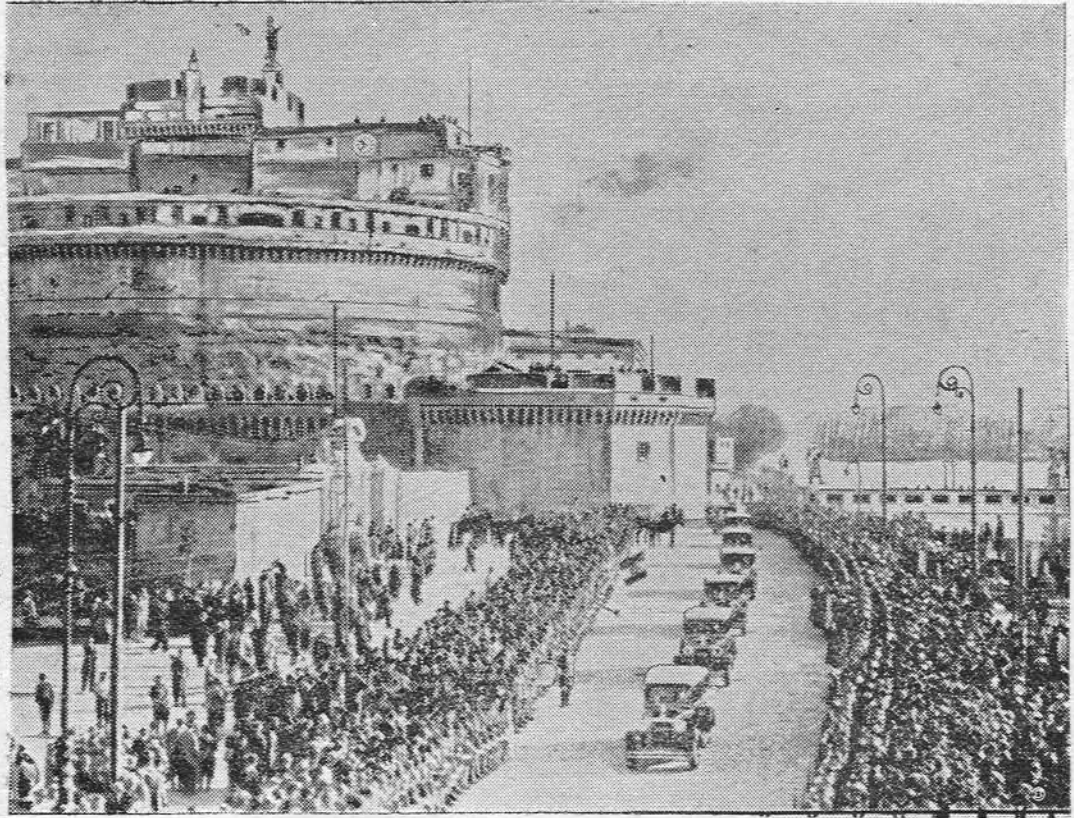
Schwülmerinnen in ihrer Tracht
(Aus „Kinder- und Hausmärchen“ von Grimm, Verlag N. G. Elwert'sche Buchhandlung, Marburg)

Otto Ubbelohde

Bilder aus aller Welt

Ein historischer Augenblick. Der italienische Königsbesuch im Vatikan.

Zum erstenmal seit 60 Jahren hat nach der nunmehr erfolgten Ausöhnung zwischen der italienischen Regierung und dem päpstlichen Stuhl der italienische König dem Papst einen Besuch abgestattet. Unser nebenstehendes Bild zeigt die Auffahrt des Königsgefolges von der Engelsburg her zum Vatikan. Im ersten Auto fuhr der König, im zweiten die Königin und im vorletzten Wagen der Gouverneur der Vatikanstadt.



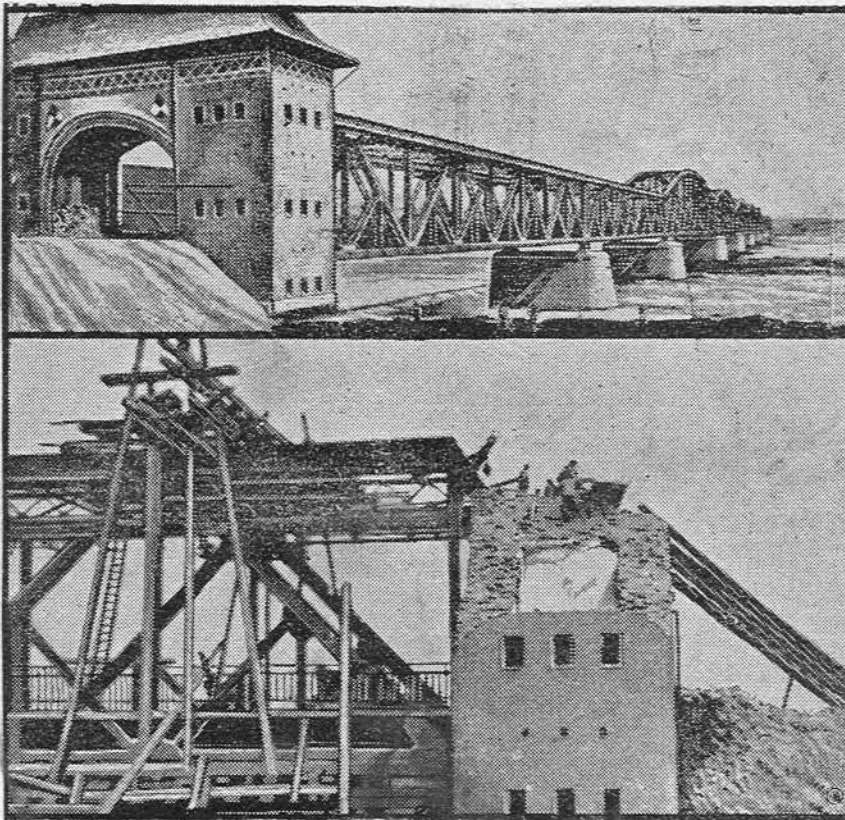
Die Barbarei von Münsterwalde.

Der Abbruch der bekannten Weichselbrücke bei Münsterwalde, ein Kunstwerk deutscher Technik, ja ein Kulturwerk ersten Ranges, ist nunmehr beendet worden. Die Polen waren geschmacklos genug, diesen Anlaß zu einer Feier zu benutzen, die dieser Tage in Mewe stattfand. Die leitenden Ingenieure, die bei der Zerstörungswerk beschäftigten Arbeiter und eine Anzahl von Gästen,

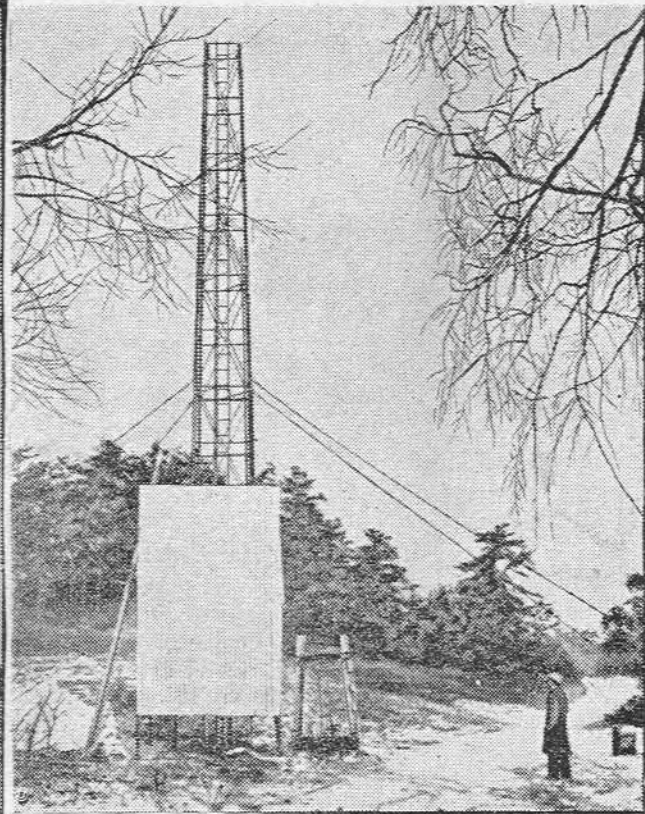
darunter auch ein Offizier als Regierungsvertreter, versammelten sich nach gemeinsamem Kirchgang (!) zu einem Festessen, auf dem die Vernichtung eines der größten deutschen Kulturwerke im Osten „gefeiert“ wurde. Mit demselben Zynismus, mit dem Polen an die Niederreißung der Brücke ging, hat es jetzt sein Werk durch diese Feier gefront.

Auch Amerika rüstet eine Mondrakete aus.

Der Professor für Physik an der Clark-Universität Rh. Goddard beschäftigt sich seit einiger Zeit mit dem Projekt, eine Rakete aufsteigen zu lassen, deren Endziel der Mond sein soll. Für den Raketenstart ist in



Eine Barbarei und eine Kulturschande, die für die polnische Nation nur allzu bezeichnend ist. Unser Bild zeigt oben die Brücke, wie sie früher aussah, unten die Abbrucharbeiten in ihrem letzten Stadium.



Devens ein besonderer Stahlurm errichtet worden, der die respectable Höhe von 100 Fuß hat, und, wie in unserem Bilde zu sehen ist, kurz vor der Vollendung steht.